

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Vareler Unterhaltungsblatt. 1850-1859 1853

23.7.1853 (No. 30)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-967319](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-967319)

Unterhaltungsblatt.

Wochenschrift für gemeinnütziges Interesse.

1853.

«Sonnabend, den 23. Juli.»

N^o 30.

Tagesgeschichte.

Die Politik kreist gewöhnlich wie der Berg und gebärt doch nur Mäuse. Auch die Orientalische Frage scheint von dieser Regel keine Ausnahme machen zu wollen, denn sie dürfte bald eben so versanden, wie die Sulinamündung der Donau — durch russische Pflügigkeit und zum Nutzen Rußland's. Das Ende vom Liede wird ohne Zweifel sein: Das um sich greifende, länderverschlindende Rußland erhält seinen Willen, ohne einen Schuß gethan zu haben. Da aber der Krieg vermuthlich ganz dasselbe Resultat gehabt haben würde, so kann man sich nur noch freuen, daß es ohne verwüstete Städte, eingeäscherte Dörfer und ohne die Gefährdung von so viel tausend Menschenleben abgeht.

Wichtiger als alles dies ist für die europäische Bevölkerung zunächst der Einfluß, den die letzten Gewitter auf die Preise der Lebensmittel haben werden. Von fast allen Ländern in Europa treffen Berichte über zum Theil seit 40 Jahren nicht erhörte Orkane mit Hagel und Gewitter ein, die bis zum 9. Juli gewüthet haben. Wieweitwärts soll die ganze Erndte vernichtet und auch viel Vieh erschlagen sein. Zwar hat der französische Handelsminister erklärt, die Berichte aus den Provinzen stellen in Fällen der Getreidepreise in feste Aussicht; allein er hatte damals noch nicht Kunde von den Verheerungen, welche jene Gewitterstürme verursachten. Am 9. Juli fiel z. B. in der Stadt Rouen ein Gewitterhagel, welcher die sämtlichen Scheiben der Fenster und Thüren, in der Stadt zertrümmerte, die Wände zerlöchernte, alle Bäume entlaubte, alle Treibhäuser und Melonenglocken zerbrach, Menschen und Thiere auf der Straße schwer verwundete, Vögel in der Luft tödtete u. s. w. Ähnliche Schilderungen kommen aus England, Holland, Belgien, Mitteldeutschland, Polen, Rußland und andern Ländern. Möchten sie doch übertrieben sein! — Da aber an verschiedenen Orten schon die öffentliche Mithätigkeit zur Hülfe aufgerufen ist und die Berichte ziemlich gleichmäßig lauten, so ist nur zu sehr zu fürchten, daß der Schade sehr fühlbar werden wird. Doch lauten von andern Seiten die Berichte über den Stand der Saaten auch sehr zufriedenstellend.

Aus England und Frankreich wird fast nur in Bezug

auf die orientalische Frage berichtet. Die Erbitterung gegen Rußland spricht sich immer stärker in den Regierungsblättern aus; allein die Regierungen scheinen nicht geneigt, den Krieg zu beginnen, vermuthlich weil sie von dem Erfolge desselben nichts hoffen.

Auch aus Deutschland nichts Bemerkenswerthes. — Der Bundestag blieb noch fortwährend in Behandlung laufender Geschäfte; er sucht nebenbei seinen Haushalt zu ordnen und militairische Vorsichtsmaßregeln zu erfüllen. — Es heißt, daß die Inspection der Bundescontingente Ende August beginnen solle. — Bei Oldenburg sollen in der ersten Hälfte des Septembers die Truppen ein Lager beziehen, das drei Wochen dauern wird.

Ein Wink für Hausfrauen.

Das dritte Auge des Menschen, das Fernrohr, ist im größeren Publikum schon bei weitem mehr bekannt und gebraucht, als sein viertes Auge, das Mikroskop. Man trifft zehn Menschen mit Fernröhren, ehe man ein Mikroskop zu sehen bekommt. Wie kommt das? Das Fernrohr ist ein handlicheres Instrument, als das Mikroskop. Die Beobachtung mit dem Mikroskop ist freilich etwas umständlicher; man muß damit umzugehen wissen. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, das Mikroskop wäre nur für die Untersuchungen der Gelehrten von Wichtigkeit. Nein, das Mikroskop ist auch ein vortreffliches Instrument für Die, welche bei der Natur blos Vergnügen und Unterhaltung suchen, und zwar darin ist es unerschöpflich. Freilich muß man dann nicht bei Schmetterlingsstaub und Fischschuppen stehen bleiben, sondern man muß Alles untersuchen, was klein und fein ist, namentlich die feinsten Theile des Thier- und Pflanzenkörpers und deren Flüssigkeiten. Daß es nützlich ist, wenn wir im Mikroskop erkennen, ob unser Mehl, unser Brod und verschiedene andere Nahrungsmittel mit fremden, oft schädlichen Beimischungen verfälscht sind, — wird wohl Niemand läugnen. Einen neuen Beweis für die Nützlichkeit wollen wir noch besonders hier hervorheben.

Zwei israelitische Handelsleute verkauften in einer ansehnlichen Stadt im Königreich Preußen eine Quantität Leinwand als rein und ächt. Der Käufer hält die Leinwand für verfälscht, zeigt die Sache an, und die

beiden Uebelthäter werden eingezogen. Ein „Techniker“ thut den Ausdruck, die Leinwand sei verfälscht. Die Gefangenen protestiren. Man holt das Gutachten eines Berliner Professors ein. Dieser entscheidet dahin, die Leinwand sei ächt, und nach einjähriger Untersuchung werden die Beklagten als unschuldig in Freiheit gesetzt.

Die neuere Industrie hat die Baumwolle wegen ihrer Wohlfeilheit benützt, um andere theuere Stoffe, namentlich Leinen, damit zu mischen, diese somit zu verfälschen und zu verschlechtern. Gewöhnlich bestehen dann die Längsfäden aus dem einen, die Quersfäden aus dem andern Stoffe. Wenn man aber segar Versuche macht, die beiden Stoffe mit einander zu spinnen, so daß schon der einzelne Faden verfälscht ist, dann reicht freilich Auge und Fingerspitze, selbst die bekannten chemischen Säuren nicht mehr aus, um den Betrug zu entdecken, das einfachste und sicherste Mittel, die Sache zu entscheiden, bleibt das Mikroskop. Hier ist die Entscheidung so leicht und sicher, daß jeder Knabe, der im Besiz eines Mikroskops ist, sich binnen fünf Minuten zum kompetenten Schiedsrichter heranbilden kann. Er wird nicht nur augenblicklich erkennen, ob er einen Leinen- oder Baumwollenfaden vor sich hat, sondern er wird auch aus einem und demselben Faden die einzelnen Leinen- und Baumwollfasern herausfinden, wenn die Verfälschung so weit gehen sollte. Das Mikroskop sagt: die bei uns gewöhnlichen Stoffe für Gewebe sind Seide, Wolle, Baumwolle und Leinen. Die Fäden sind es nicht, die man im Mikroskop untersucht. Diese zeigen sich als dicke, grobe Seile, die man kaum unterscheiden würde. Jeder Faden besteht aber aus einer Anzahl feiner Fasern, deren wohl zwanzig, dreißig, sechzig und noch mehr zu einem Faden zusammen gedreht sind. Die Leinenfaser erscheint als ein gerader, runder, wenig oder gar nicht hohler Faden. Am frappantesten unterscheidet sich aber von allen gerade die Baumwolle. Diese besteht aus hohlen, dünnen, durchsichtigen Fasern, die eben, weil sie hohl, zusammengelassen, zusammengedrückt sind, und da sie keinen festen Halt haben, bald rechts, bald links gedreht und gewendet, etwa wie ein Haufen durcheinandergeworfener und zusammengedrückter Bänder oder noch besser, wie ein Haufen aufgeblasener, getrockneter und dann unterinandergeworfener und plattgedrückter Därmen aussehen. Man sieht es diesen dünnen, hohlen Fasern auch sogleich an, daß sie in der Haltbarkeit nicht mit der massiven Leinenfaser weiteifern können. So viel steht also fest, daß die Beobachtung im Mikroskop die Leinen- und Baumwollenfrage mit Sicherheit entscheiden kann, und jede glückliche Mutter und jede junge Braut, die ihren Myrthenkranz nicht sorgfamer bedenken kann, als die Ausstattung ihrer blendend weißen, sie aus dem Elternhause oft für das halbe Leben begleitenden Wäsche, würde gut thun, bei diesem wichtigen Werke die Unterstützung nicht einer alten Kennerin, die sich mit hochweiser Zubericht durchaus auf ihre Finger verläßt, sondern die Hülfe eines Mikroskops in Anspruch zu nehmen.

Die neue Nähmaschine.

Die Schneider brauchen nicht zu verzweifeln, die Nähmaschine verspricht ihnen eher eine getreue Verblindete als Concurrentin zu werden. Das Gutachten von Berliner Sachverständigen geht dahin: Die Maschine kann wohl mit Erfolg bei einigen Arbeiten angewandt werden, ist aber durchaus nicht im Stande, den Arbeiter ganz zu ersetzen.

Die Nähmaschine ist vom Amerikaner Howe erfunden und in London für 30 £ wie auch in Berlin billig zu kaufen. Sie arbeitet mit zwei Nadeln, einer geraden, die sich senkrecht auf und nieder, und einer halbkreisförmigen, die sich horizontal bewegt. Beide haben das Dehr dicht an der Spitze und rollen den Faden, den sie brauchen, von einer Spule ab. Die beiden Stücke Tuch oder die beiden Ränder desselben Stückes, die auf einander genäht werden sollen, werden zwischen zwei horizontale dünne Metallplatten gelegt, deren untere etwa ein Quadratzoll groß und fest, die obere aber nur einige Quadratzoll groß und beweglich ist. Eine spiralförmige Feder drückt die obere Platte fest auf das Tuch, schiebt aber zugleich dasselbe ruckweis vorwärts, jedesmal um die Entfernung eines Stiches. Diese Entfernung kann durch eine Schraube beliebig regulirt werden. Wird die Maschine in Bewegung gesetzt, so thut die senkrechte Nadel, die an einer Stampfe steckt, einen Stich von oben nach unten, durch das obere Plättchen, das an der Stelle ein Loch, etwa von der Dicke der Nadel, hat, durch die beiden Tuchlagen und die untere Platte, die an der Stelle etwa thalergroß ausgeschnitten ist. Da das Dehr dicht an der Spitze sitzt, so nimmt die Nadel den Faden mit hindurch. Dann geht sie durch dasselbe Loch, was sie gestochen hat, wieder nach oben zurück. Der Faden kann ihr aber nicht so schnell folgen, weil die Friction des Tuches gegen ihn stärker ist, als gegen die glatte Nadel. Es bleibt also unterhalb des Tuches eine kleine Schleife des Fadens zurück. In dem Augenblicke, da diese Schleife entstanden ist, schiebt die horizontale Nadel, die in dem thalergroßen Ausschnitte sichelartig hin- und hergeht, sich in die Schleife hinein. Die senkrechte Nadel wird immer weiter gehoben, zieht also den zurückgebliebenen Faden nach sich und dadurch die Schleife zusammen, bis der Faden die horizontale Nadel ganz fest umfaßt. Dann bewegt sich die horizontale Nadel zurück, d. h. zieht sich aus der Schleife, läßt aber auch ihrerseits eine Schleife zurück. Der Mechanismus, namentlich die Stellung und Bewegung der horizontalen Nadel sind so eingerichtet, daß die Schleife, die sie macht, nach vorwärts steht, d. h. nach der Richtung zu, in der die Nath fortgehen soll. Jetzt schiebt die Spiralfeder das Tuch um einen Stich vorwärts, die senkrechte Nadel geht wieder hinab durch das Tuch und durch die andere Schleife, und läßt wieder ihre Schleife zurück. In diese greift wieder die horizontale Nadel ein und so fort. Die Genauigkeit, mit welcher die Maschinentheile gearbeitet und in's Verhältniß gesetzt sind, ist bewundernswürdig, und daß die senkrechte Nadel 800 Stiche in der Minute macht, kann man nur

dann begreifen, wenn man die Maschine mit einer so rasenden Geschwindigkeit arbeiten sieht, daß das Auge ihren Bewegungen gar nicht folgen kann. Das Erstaunen wächst, wenn man sieht, wie fest die Nath ist; sie ist auf beiden Seiten ordentlich in das Tuch hineingedrückt. Sich selbst überlassen, nährt die Maschine in gerader Richtung fort; es bedarf aber nur einer leichten Drehung des Tuches, um alle möglichen krummen Linien hervorzubringen.

Die Landungsbrücke vor der Schleuse.

Im letzten Unterhaltungsblatte ist gesagt, daß dem Grafen Bentinck das Recht zustehe möchte, eine auf seinen Gründen außerhalb Deichs angelegte Landungsbrücke zum exklusiven Gebrauch an Einem zu verpachten; dagegen möchte sich doch erinnern lassen, daß, wenn Graf Bentinck von einer Seite eine Hafenerweiterung in Anspruch nehmen will, er dagegen anderer Seits auch die Verpflichtung hat, angemessene Hafenanlagen zum öffentlichen Gebrauch herzustellen. Nun kann man die Anlage jenseits der Schleuse als eine Vervollständigung der innern Hafenanlage ansehen, da die Dampfschiffahrt vor der Schleuse endigen muß, und unter diesem Gesichtspunkte sollte billig eine solche Anstalt der öffentlichen Benutzung frei und offen stehen, selbstredend gegen billige Zahlung. Das Gegentheil würde, falls die Dampfschiffahrt hier fortbestehen sollte, zu begründeten Beschwerden an die Staatsregierung führen und solche, im Interesse des Handels und der Schiffahrt den Betreffenden auf irgend eine Art Hülfe zu gewähren, sich nicht wohl enthalten können.

Unsere Brandordnung

ist unlängst erneuert und das „war gut“ (wie Adam sagt), denn solche Institute müssen von Zeit zu Zeit verjüngt und neu aufgelegt werden, besonders hier, wo sie Gottlob bisher wenig practische Übung hatten. Eine solche Feuerprobe hat die neue Ordnung noch nicht bestanden, und so weiß man nicht, ob's mit dem „Anders“ auch besser geworden ist. Vielleicht findet ein Unterrichter sich veranlaßt, Aufklärungen zu geben, welche zu einem Schlusse Auleitung geben können, d. h. wie der Geist (und das ist wohl die Hauptsache bei freiwilligen, wenigstens unbezahlten Diensten) sich zeigt und bei den Musterungen und Proben offenbart.

Bei den jedenfalls überflüssig vorhandenen Mannschaften wäre es gewiß zweckmäßig, daß auf die Anschaffung noch einer tüchtigen Brandspritze Bedacht genommen würde. Faßt man die Sache nur ernstlich an, so würde durch freiwillige Beiträge und die Beiträge der auswärtigen Brandversicherungsgesellschaften der größte Theil der Kaufgelder zusammen kommen, der Ort den Rest, jedenfalls aber die künftige Unterhaltung übernehmen. Ob die Landesbrandcasse eine Beisteuer hergeben kann, wissen wir nicht — fragen steht frei.

Der Tropfen höhlt den Stein.

So laßt uns denn auch nicht müde werden, uns an die Herstellung von Trottoirs oder Bürgersteige zu machen, wir bedürfen deren wahrlich um so mehr, als unser Straßenpflaster mangelhaft ist und bleiben wird.

Die Ortspolizei hat keine Gewalt in dieser Beziehung, um so reger sollte das Streben sein, auf eine freiwillige Herstellung der nicht kostbaren Trottoirs hinzuwirken, ein Jeglicher in seinem Kreise mit Rath und, wo es nöthig, mit thätlicher Beihülfe. Barel würde an Freundlichkeit gewinnen und seine Straßen belebter werden, wenn es sich bequemer in ihnen wandeln ließe. Verfümmelt die beste Jahreszeit nicht, liebe Mitbürger, und warte Niemand auf den Nachbar, wenn er es auch besser thun kann, als Ihr.

Gartencultur.

Wer Gelegenheit und Mittel hat, beschränkt die Cultur seines Gartens nicht auf Kohl, Rüben, Wurzeln u. s. w., sondern vergnügt sich zugleich an Blumen, Bäumen, Gesträuchen — und vereinigt so das Angenehme mit dem Nützlichen. Und das ist nur zu loben. Wenn wir nun hier in solcher Gartencultur gegen manche andere Orte wirklich zurückstehen, so ist das dem Mangel an Kunstgärtnern und derartigen Gehülfen zuzuschreiben, daher auch zu wünschen, daß diesem Mangel bald abgeholfen werde. Ohne Zweifel würde ein solcher Kunstgärtner hier gutes Bestehen finden, insbesondere, wenn er sich auch auf die gleichfalls vernachlässigte Obstbaumzucht legen würde, und Wunder nimmt's Einem fast, daß sich noch niemand dieser Broderwerbsgelegenheit bemußt geworden ist — wo doch so Viele das tägliche Brod suchen. Wer auch Spalierbäume, Reben ziehen könnte und möchte, dem wird's verleidet, da er fast Niemand rechtzeitig findet, der diese Kunstgewächse zu behandeln versteht; dasselbe gilt vom Obstbaumschnitt u. gl. m.

Schützenfest.

Das Wetter war unserem Schützenfeste nicht günstig und griff störend ein in seine Freuden, dennoch war der Besuch ein belebter; Alt und Jung strömte zum Festplatze, wo Speis und Trank nebst andern Vergnügungen winkten: „Wer gern tanzt, dem ist leicht gepiffen.“ Manche folgten dem Spruch: „Lustig gelebt u. s. w.“ Schützen-Aus- und Einzug unter Musik und Trommelschlag wie üblich; Guirlanden, Kränze und Kronen auf den Straßen. Die Schützenfestcasse, so wie alle betheiligten Budenhalter, Künstler und Fuhrwerker scheinen fast Alle ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Es geht bei solchen Gelegenheiten den Geldbörsen wie bei Seekrankheiten dem Magen: die Entleerung geht leicht, selbst bei Denen, die bei milden oder gemeinnützigen Zwecken unerschütterbar sind.

Notizen.

Uns ist dieser Tage von verschiedenen Bäckern Kofkenbrod vorgekommen, welches keinen reinen Geschmack hatte und daher wahrscheinlich von verlegenen oder beschädigtem Kofken war. Ein solches Brod ist nicht allein unangenehm zu verspeisen, sondern auch ungesund, und wir sind gute, geruchsfreie, reinschmeckende Getreide gewohnt. Woher kommt nun diese Ausnahme — etwa mit dem eingeführten auswärtigen Mehl? Es wäre zu wünschen, daß die Bäcker solches mangelhafte Mehl nicht nähmen, selbst wenn es auch etwas billiger wäre, sondern ihres Rufes wegen sich nur an gesundes, rein und wohlgeschmeckendes Brod hielten.

Wenn schon nach dem Sprichworte der verständige Bauer nichts ist, was er nicht kennt, so erleidet diese Klugheitsregel meistens eine Ausnahme in den Fällen, wo es am verkehrtesten ist, nämlich im Gebrauch von Arzneimitteln. Da wird unbedenklich hinuntergeschluckt, was gethan, das dieser oder jener Gevatter anrät, und geht's darüber schief, nun, so tröstet man sich mit dem Gemeinpruch: „Et hett so syn schullt — seine Stunde ist dagewesen — der Tod will eine Ursache haben — und dergl. Gemeinplätze mehr. Wie Mancher hat in der Wirklichkeit nicht schon solchen Leichtsin mit dem Leben oder doch mit der Gesundheit bezahlt und dennoch kommen täglich neue Beispiele vor. Opium z. B. wirkt in gewisser Dosis zur Beruhigung, in größerer tödtend. Es sollte sich Jeder ein Gewissen daraus machen, Andern Arzneimittel zu rathen, deren Gebrauch er nicht kennt. Wir sind durch einen dem Gerücht nach kürzlich vorgekommenen Fall veranlaßt, diesen Warnungsruf zu geben, und hoffen, er wird nicht ganz leer verhallen.

Leider berichten die Zeitungen, daß sich in England, selbst bei Hamburg bereits wieder die Kartoffelkrankheit zeigt, und zwar in England zunächst an den Knollen, während noch das Kraut gesund erscheint.

In Kopenhagen grassirt die Cholera, woran bis dahin 1841 Personen erkrankt und davon 926 gestorben waren.

In Aachen begann am 10. Juli die von uns schon früher erwähnte Heiligthumsfahrt mit Vorzeigung der Aachener Heiligthümer, als das Kleid der Mutter Maria, das Bindeltuch des Heilands, das Leinen, worin das Haupt Johannis des Täufers gewickelt war, das blutige Lendentuch des Gekreuzigten u. s. w. — Die Aachener Blätter schlagen die Zahl der an der Wallfahrt theilnehmenden Leute auf 70,000 an und das Gedränge von Fremden in der alten Kaiserstadt ist enorm. Wunderlich genug nimmt sich die Masse der Lustbarkeiten und Speculationen aus, die zu Ehren der Heiligthumsfahrt die Aachener Blätter füllt. Das Ganze erscheint darnach als ein großes Volksfest mit Kirmeßjubiläum und Jahrmarktströdel.

Finis coronat opus.
l'appetit vient en mangeant.

Ober: Der Durst kommt mit dem Trinken.

Unserem Schützenfeste mit seinen ordinären zweien Tagen hat auch der extraordinäre dritte nicht gefehlt, und gleich wie dieser dritte Tag in der Geschichte und dem gemeinen Leben vorzugsweise eine Art Rolle spielt, so auch hier. Vor- und Nachfeier gehören in unsern Tagen zu jeglichem Feste — sie heben und verlängern die Freude — und hier soll diese letzte Abend-Nacht ihre Vorgängerinnen weit überragt haben, wie Fama sagt. Manchem mag, wie das Caroussel, auch die ganze Welt zugleich mit verkehrt sich gedreht — manch edles Haupt die Mutter Erde geküßt haben. — Die Leistungen sollen großartig gewesen sein und unverwüßliche Naturen dargestellt haben. Lebensgalopp! „Was Du säest, wirst Du ernten“ u. s. w. würde Salomo predigen, wenn er noch lebte, und NB. im gelobten Varel, wo so Vieles anders ist, als sonst im Lande, nämlich schief steht oder schief gewickelt ist.

Eine junge Frau in Paris, die sich namentlich durch außerordentlich schönes Haar auszeichnete, und auf das selbe sehr stolz war, erkrankte und das Haar mußte ihr auf Anordnung des Arztes abgeschnitten werden. — Als sie genesen war, benutzte sie eine kurze Abwesenheit ihres Mannes, sich durch Kohlendampf zu ersticken, weil sie, wie sie schrieb, den Verlust ihres schönen Haares nicht zu überleben vermochte.

Nach einer neuen Beobachtung heilen alle Geraniumblätter jede Art von Schnittwunden und ähnliche sehr schnell. Man zerdrückt ein Blatt etwas auf Leinwand und legt es so auf die Wunde. Oftmals ist nur dies einmalige Auflegen erforderlich. Das Blatt hängt sehr fest an der Haut an und erleichtert schon dadurch die Heilung.

Das Laster des Trunkes hat dieser Tage in Berlin wieder ein Opfer gefordert, welches als abschreckendes Beispiel dienen kann, um so mehr als es die Frau eines den bemittelten Ständen angehörigen Mannes ist, welche sich im buchstäblichen Sinne des Wortes zu Tode getrunken hat. Die Frau, schon seit lange Zeit eine „Säuferin“, ist 14 Tage nicht nüchtern geworden, ja nicht einmal zur Besinnung gekommen. Nachdem sie mehrere Quart Punsch-Extract in wenigen Tagen ausgetrunken hatte, stürzte sie Alles hinein, was ihr an scharfen Flüssigkeiten vorkam, Brennspritus, Essig, Schwefelsäure. Zuletzt gerieth sie in Abwesenheit ihres Mannes über eine Flasche Blausäure, welcher dieser als Fabrikant zu seinem Geschäft braucht. Daraus trank sie sich den Tod.

„Macht's Ihnen nichts, wenn ich rauche?“ fragte ein junges, kaum sechszehnjähriges Herrchen einen älteren Herrn, mit dem er subr. „Mir nicht — wenn's nur Ihnen nichts macht,“ war die sarkastische Antwort des Befragten.

